

Einsichten in das Innenleben einer Partei

Dass Pierre Dupong nicht nur Sozialpolitiker und Präsident der umstrittenen Exilregierung war und Pierre Grégoire nicht nur Kulturminister und LW-Journalist, dass diese Leute ebenso wie Emil Schaus eine bedeutendere Rolle im Leben der Rechtspartei bzw. der CSV spielten als etwa ein Josef Bech oder ein Pierre Werner, war mir als Mittelalterspezialisten nicht bekannt. Aber ich bin so vermessen anzunehmen, dass es vielen anderen Lesern der vor wenigen Monaten erschienenen Geschichte der CSV ähnlich erging. Die unter der Leitung von Gilbert Trausch von acht Historikern, einem Soziologen, einem Politologen, einem Philosophen und zwei Bibliografen geschriebene Parteigeschichte birgt ohne Zweifel Forschungsergebnisse, die unser Wissen über die interne Parteigeschichte weiterbringen. Und wer die außergewöhnliche Rolle dieser Partei in der Luxemburger Politik seit ihrer Entstehung kurz vor dem Ersten Weltkrieg kennt, darf durchaus davon ausgehen, dass diese neuen Erkenntnisse Auswirkungen auf unser Verständnis der allgemeinen Landesgeschichte haben.

Das 991 Seiten dicke und 2,2 kg schwere Buch ist in zwei gleich große Hälften geteilt – darum fragt man sich, warum man nicht zwei Teilbände daraus gemacht hat, was viel praktischer und leserfreundlicher gewesen wäre –: Der erste Teil ist ein chronologischer Abriss der Parteigeschichte, bei dem Gilbert Trausch auch auf die Zeit vor der eigentlichen Parteigründung im Jahr 1914 eingeht und den politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert behandelt. In diesem recht kohärenten Teil fällt vor allem die Ausklammerung des Zweiten Weltkriegs auf: die Haltung der Rechtspartei zum aufkommenden Nationalsozialismus, ihre Auflösung nach der deutschen Besetzung (hierzu fehlt es ganz offensichtlich an Vorarbeiten), ihre Rolle in der Exilregierung werden (im Gegensatz etwa zu Batty Eschs Träumen vom Ständestaat) nicht behandelt. Nicht alle Autoren halten auch das Primat der Parteigeschichte durch – in dieser Hinsicht ist neben dem Beitrag von Gilbert

Trausch über die Parteigründung der Beitrag von Marc Schoentgen über die Periode 1940-1959 hervorzuheben –, da etliche zu sehr in eine allgemeine Geschichte der von ihnen zu behandelnden Periode verfallen. Es fehlt z. B. jeweils ein Vergleich zwischen Partei-, Wahl- und Regierungsprogramm, bei dem der Koalitionspartner auch seine Ansichten durchzusetzen suchte. Im zweiten Teil werden neben einer Analyse der CSV-Wählerschaft von Fernand Fehlen etliche Längsschnitte zum Verhältnis der CSV (nur Paul Margue geht auch auf ihre Vorgängerin, die Rechtspartei ein) zu verschiedenen Organisationen geboten: zu den katholischen Vereinen (aber nur den männlichen, die ACFL fehlt), zu Kirche und LW, zu den Bauern-

Michel Pauly



CSV – Spiegelbild eines Landes und seiner Politik? Geschichte der Christlich-Sozialen Volkspartei im 20. Jahrhundert, hrsg. von Gilbert TRAUSCH, éditions saint-paul, Luxembourg 2008, 991 S., ISBN 978-2-87963-708-2, 49 Euro

Nicht alle Autoren halten das Primat der Parteigeschichte durch, da etliche zu sehr in eine allgemeine Geschichte der von ihnen zu behandelnden Periode verfallen.

organisationen, zum LCGB, zu europäischen Parteizusammenschlüssen. Der zweite Teil endet mit Reflexionen über politische Kultur innerhalb der Partei und über die Entwicklung der Wählerschaft nach 2004. Abgeschlossen wird der Band schließlich mit einer Auswahlbibliografie, verschiedenen Namenslisten und einem Personenregister. Ein Register der in den Text eingestreuten biografischen Kästen fehlt hingegen.

Offen und neu

Nicht zuletzt wurde die Forschungsarbeit dadurch ermöglicht, dass die Auftraggeberin, die damalige Parteipräsidentin Erna Hennicot-Schoepges (1995-2003), den Historikern das Parteiarchiv öffnete. Paul Feltes beklagt sich allerdings, dass „die Qualität der Berichterstattung [über die Vorstandssitzungen] mit der Zeit nachlässt“ (S. 400) und gerade unter Hennicot-Schoepges die „Berichte immer magerer“ werden und „ab Mitte des Jahres 2001 kaum noch Buch geführt [wird]“, also gerade zu dem Zeitpunkt des Auftrags an Gilbert Trausch. Unter Parteipräsident François Biltgen (seit 2004) wurden aber wieder offizielle Sitzungsprotokolle eingeführt. Für die hier vorliegende Parteigeschichte spielten diese aber keine Rolle mehr, denn die meisten Beiträge reichen nur bis 2004 bzw. zitieren Literatur, die bis 2004 erschienen ist. Nur ex-CSV-Generalsekretär Jean-Pierre Kraemer behandelt noch Ereignisse bis Ende 2007; er scheint neben Gilbert Trausch, der noch die Euthanasiedebatte vom 18.2.2008 erwähnt, als letzter abgegeben zu haben. Das Buch erschien aber erst 2008. Die Gerüchte, dass die Manuskripte Monate, wenn nicht Jahre lang beim Parteivorstand zur Begutachtung lagen, scheinen sich also zu bestätigen. Ob es in der Folge Änderungen am ursprünglichen Text gegeben hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Trotz dieses leisen Zweifels sei mit anderen Rezensenten hervorgehoben, dass der Leser durchaus über interne Meinungsverschiedenheiten informiert wird. So erfährt man, um nur ein Beispiel zu nennen, dass das LW – laut Sitzungsbericht des Nationalkomitees vom 4.6.1988 – eine Angleichung der beiden Rentensysteme verhindert hat (S. 430), was zur Gründung des ADR beigetragen hat, der für den Rechtsruck der CSV in den letzten Jahren mitverantwortlich ist. Die Idee wurde bekanntlich erst 2008 unter sozialistischer Federführung in ein Gesetz gegossen.

Neu und wissenschaftlich interessant sind die Epochengrenzen, die für die Parteigeschichte vorgeschlagen werden. Marc Schoentgen begründet ausdrücklich, warum „1959 [...] mehr als 1944/45 der Bruch mit der Vergangenheit [war]“ (S. 322). Während „die Besatzungsjahre die parteipolitische Konstellation im Grunde kaum berührt hatten“ (S. 254), trat 1959 die Vorkriegsgeneration von der Bühne ab. Die nächste Zäsur ist nicht so

eindeutig. Die beiden Autoren Marc Schoentgen und Paul Feltes können sich nicht festlegen, ob 1974 oder 1979 die Periodengrenze anzusetzen ist: mit der Wahlniederlage von 1974 oder mit dem Wahlsieg von 1979? Feltes betont, dass die eigentliche Parteierneruerung nicht in der Oppositionszeit stattfand, sondern bei der Rückkehr in die Regierungsverantwortung bis 1984. Als Beispiel führt er Pierre Frieden an, der 1977 sein Amt als Bezirkspräsident nicht hatte aufgeben wollen und erst 1979 zurücktrat. Er schreibt das Verdienst der Erneuerung Jacques Santer zu, während André Grosbusch eher die CSJ unter Jean-Claude Juncker am Werk sieht. Feltes setzt eine zweite Reformperiode und damit eine zusätzliche Periodengrenze in die Jahre 1997/98 unter Präsidentin Erna Hennicot-Schoepges, die den Wahlerfolg von 2004 erkläre.

Während Schoentgen und Feltes eine echte Parteigeschichte schreiben und die innere Entwicklung mit ihren Spannungen und Erfolgen im Auge haben und dadurch dem Leser wirklich neue Erkenntnisse vermitteln, zeichnet André Grosbusch eher die Regierungspolitik nach. Es fehlen z. B. Hinweise auf die parteiinternen Auseinandersetzungen um die Abtreibungsfrage; die diesbezügliche Masterarbeit von Serge Wilmes (Universität Luxemburg, 2006), der sowohl den deutschen Einfluss auf die Luxemburger Debatte als auch die abweichenden Meinungen innerhalb des christlichen Lagers herausgearbeitet hat, war allerdings zur Zeit der Abfassung des Buchbeitrags noch nicht zugänglich. (Das *forum*-Dossier zum Thema Abtreibung [Nr. 24/1978] wird auch bei Hellinghausen [S. 590] nicht erwähnt.) Ein gewisser Hang zum saloppen Journalistenstil, der gelegentlich eine doch starke Bindung an die dargestellten Gestalten verrät, ist bei Grosbusch nicht zu verkennen („Santer beschwor den Aufbruch der CSV ...“; „Santer entwickelte sich zu einem Politiker, dem stets das Gleichgewicht der drei Buchstaben ‚C‘, ‚S‘ und ‚V‘ am Herzen lag“ [S. 378].) Grosbusch räumt aber mit dem Mythos auf, dass LW-Direktor André Heiderscheid 1974 nach der Wahlniederlage im Alleingang auf RTL den Gang in die Opposition verkündet habe; laut Juncker sei er über den schon am Nachmittag von Werner getroffenen Entschluss informiert gewesen (S. 368). In seiner Darstellung der Vorgeschichte dieser Wahlniederlage – ein sicher mit Spannung erwartetes Kapitel in einer CSV-Parteigeschichte – fehlt hingegen jeder Hinweis auf den Aktionstag des LAV vom 9. Oktober 1973, der vom LW verteuelt worden war, während wir zu wissen meinen, dass zumindest Teile der CSV eine viel nuanciertere Bewertung des LAV-Memorandums empfohlen hatten. Über diese Ereignisse hätte der Autor sich in dem Buch „Luxemburger Wort“ – *Elemente einer Analyse*, hrsg. von der GAG in der Jugendpor Lëtzeburg, 1974 informieren können, das aber weder von ihm noch von Hellinghausen, der sich

mit dem Verhältnis CSV-LW beschäftigt, noch in der Gesamtbibliografie zitiert wird.

Im zweiten Teil ist Paul Margues Beitrag über „Partei und katholische Vereine“ zweifellos einer der interessantesten. Er geht von einer echten Fragestellung aus: Welche „Zubringerdienste“ leistete das katholische Vereinswesen für die Rechtspartei bzw. die CSV? Auch wenn er ganz bescheiden festhält, dass „hier eine gründliche Überlegung angezeigt (wäre), wie sie hierzulande bisher nicht angestellt wurde, wie man nämlich im Großherzogtum Luxemburg zum Politiker wurde und wird“ (S. 503), ist seine Antwort recht eindeutig, aber doppelt: 1. „Zur Herausbildung einer breiten Stammwählerschaft haben [...] die katholischen Vereine zweifellos erheblich beigetragen.“ (S. 504), aber 2. „In den katholischen Vereinen waren die Mitarbeiter und Sympathisanten der politischen Partei zu finden. Manche von ihnen wurden zu politischen Mandatsträgern; entscheidend aber wurde das Entstehen eines politikwirksamen katholischen ‚Milieus‘“ (S. 546). Man mag die Definition von ‚Milieu‘ beanstanden (Fehlen erklärt den Begriff nach Vester [S. 464ff.]), operiert aber selbst mit dem Lager-Begriff) und fragen, ob dies dann nicht doch das Eingeständnis ist, dass zumindest verschiedene katholische Vereine – solange sie noch mitgliederstark waren – als Zulieferer der Partei angesehen werden können, aber die These hat zumindest den Wert, dass sie neu erarbeitet wurde und diskussionswürdig ist. Und die Debatte beginnt im Buch selbst, denn Marc Schoentgen kommt zum Schluss: „Vielfach waren Vereine wie der Akademikerverein und der Volksverein, die Emile Schaus als ‚pépinière‘ der Partei bezeichnete, [...] Sprungbrett für glänzende politische Karrieren.“ (S. 253) Er will erst in den 1950er Jahren den Rückgang dieser Rekrutierungsbasis erkennen. Für Paul Margue waren aber allenfalls 2-3% der langen Reihe der Abgeordneten aus dem ‚rechten‘ Lager Vereinskatholiken (S. 503). Der Unterschied zwischen beiden Historikern kommt vielleicht auch daher, dass Paul Margue darauf besteht, den Zeitgeist zu verstehen und sich jede Beurteilung der Politiker aus heutiger Sicht verbietet, während Marc Schoentgen eher nach heutigen Maßstäben über die CSV-Politiker der 1950er Jahre urteilt. Solche epistemologische Fragen stellt sich explizit allerdings nur Paul Feltes (S. 399 ff.). Da es in der Rechtspartei keine Frauen unter den führenden Köpfen und Mandatären gab, glaubte Margue wohl die katholische Frauenbewegung ausklammern zu können. Ob das aber auch noch nach 1945 berechtigt ist, darf bezweifelt werden.

Spannend und kritisch

Von hohem Interesse ist auch der Beitrag von Georges Hellinghausen unter dem Titel „Partei, Kirche und ‚Luxemburger Wort‘“, nicht nur weil



Jean-Claude Juncker (Foto aus: CSV – Spiegelbild eines Landes und seiner Politik?, S. 396)

er uns verrät, dass A. Heiderscheid, L. Zeches und P. Werner sich wöchentlich im Werner-Haus beim ‚schwarzen Kaffee‘ trafen, „wo die Gemeinsamkeit der großen politischen Richtlinien festgelegt wurde“ (S. 601). Er zeigt auch auf, wie das LW viel eindringlicher und konsequenter als die Kirche bei der CSV auf die Einhaltung christlicher Werte drängt. Das konnte man ja noch jüngst in der Euthanasie-Debatte erleben: der Ton der erzbischöflichen Hirtenbriefe war um Oktaven versöhnlicher als derjenige der LW-Leitartikler. Nebenbei erfährt man bei Hellinghausen, dass 1965 der Posten eines theologischen Beraters der CSV abgeschafft wurde (S. 577). Aus welchen Gründen und wie es dazu kam, wird nicht erklärt. Hellinghausen betont aber zurecht, dass trotzdem André Heiderscheid „durch politische Kommentare und Leitartikel im Wort [...] die CSV-Linie stark mitbestimmt [hat]“ (S. 578). Dass er der Meinung ist, die Verquickung von Partei, Kirche und Zeitung werde „oft maßlos übertrieben dargestellt“ (S. 586), muss allerdings überraschen, wenn man seine eigene Schilderung der Verquickung etwa in den 1930er Jahren und z. Z. von Alphonse Turpel und André Heiderscheid (zumindest bis zur 4. Diözesansynode) liest. Wenn die nach der Synode in die Wege geleitete Entflechtung und die Öffnung zu einem politischen Pluralismus, der in jüngster Zeit aus kommerziellen Gründen noch weiter entwickelt wurde, in der CSV „als konfliktuell erlebt“ und „als Desaffektierung gegenüber der Partei“ gedeutet wurde (S. 602), spricht das doch Bände.

Trotz allem Bekenntnis zum C, das schon zu Anfang der 1970er Jahre, also vor der Wahlniederlage von 1974, intern in Frage gestellt worden war, geht es der Partei vordringlich um den Machterhalt und dann erst um die Moral. In seinem Eingangskapitel, das einen essayistischen Längsschnitt zu den vier Begriffen christlich, konservativ, sozial, freiheitlich darstellt, hatte Trausch festgehal-

Neu und wissenschaftlich interessant sind die Epochen-grenzen, die für die Partei-geschichte vorgeschlagen werden.

ten, dass wenn nach Generalsekretär Jean-Louis Schiltz das C „für Werte wie Solidarität, Soziale Gerechtigkeit, Respekt, Toleranz und Verantwortung“ stehe, dann seien das „Werte, die von den meisten anderen Parteien geteilt werden“ (S. 32). Auch bei der CSV seien „realpolitische Überlegungen stärker“ (S. 25) als Glaubensüberzeugungen. Ähnlich urteilt Hellinghausen: „Die Tendenz zum politischen Pragmatismus hat parteiintern zugenommen“ (S. 593). Es wäre interessant gewesen nachzuweisen, wann und warum z. B. die CSV begann, auch geschiedene Männer und Frauen als Wahlkandidaten aufzusetzen, und der Frage nachzugehen, ob es diesbezüglich parteiinterne Auseinandersetzungen gab. Obschon Trausch die Abstimmungsniederlage der CSV beim ersten Votum über das Euthanasiegesetz (18.2.2008) noch erwähnt (S. 31), kommt diese Zerreißprobe in den anderen Beiträgen nicht vor. Gerade beim LW beobachtete man bei dieser Gelegenheit einen Rückfall in die Zeiten der Meinungsdictatur à la André Heiderscheid, als abweichende Meinungen im LW kein Ausdrucksrecht hatten. Auch die bemerkenswerte Haltung der CSV-Abgeordneten Nancy Kemp-Arendt wurde im LW nicht thematisiert.

Jean-Pierre Kraemers Beitrag ist eher politologischer als historiografischer Natur, insofern er die politische Kultur, lies die Wege der Entscheidungsfindung innerhalb der Partei, und ihre Unterorganisationen analysiert. Er kommt zum Schluss: „In der CSV liegt die Macht theoretisch bei der Partebasis, in Wirklichkeit jedoch überwiegend bei den obersten Mandatsträgern. [...] Dadurch entstand nach und nach ein oligarchischer Führungsstil in der CSV, der sich auch heute noch bemerkbar macht.“ (S. 748). Als Beispiel zitiert er etwa den Politcoup der Berufung von Jean-Claude Juncker in die Regierung, der im Dezember 1982 in einem Pariser Hotel eingefädelt wurde und selbst einige Parteioberen überraschte. Ausgeklammert bleibt bei Kraemer (und im Rest des Buches) die Geschichte der Parteifinanzen.

Ein letztes Zeugnis der wissenschaftlichen Ehrlichkeit liefert Pierre Lorang ab, der das Traumergebnis des CSV bei den Wahlen vom 13.6.2004 einer eingehenden Analyse unterzieht und u. a. zu dem verblüffenden Eingeständnis kommt: „Die CSV hat es während des gesamten Wahlkampfes geschickt vermieden, eine Debatte über einzelne Sachthemen aufkommen zu lassen.“ (S. 795) Na denn, wenn das der Parteiweisheit letzter Schluss ist, sind alle Befürchtungen für die nahe und ferne Zukunft, die *forum* Nummer für Nummer äußert, ja voll berechtigt! Darüber hinaus zeichnet der Beitrag sich aus durch eine bedenkenswerte Definition und nuancierte Beschreibung der ‚neuen Mitte‘, die nach Auflösung des katholischen Milieus, die Fernand Fehlen in seinem Beitrag kompetent diagnostiziert hat, das neue Wählerreservoir der CSV darstelle. Während Lorang allerdings unschlüssig bleibt, ob die Luxemburger ‚neue

Mitte‘ eher zur rechten oder zur linken Mitte tendiert und „welche Seite [...] sich am besten bei der CSV aufgehoben [fühlt]“ (S. 810), weiß Fehlen schon die Antwort: „Obwohl die CSV sich als Volkspartei der Mitte darzustellen bemüht, wird sie auch 2004 von der Mehrheit der Wähler klar auf der rechten Seite des politischen Spektrums positioniert“, und das gelte auch für die eigenen Wähler (S. 490). Einig dürften beide Autoren sich in folgender Einschätzung aus Fehlens Feder sein: „[...] nicht mehr katholisch, konservativ und national, sondern offen und weltmännisch ist das Selbstverständnis der neuen staatstragenden Eliten“ (S. 498). Aber Fehlen fügt hinzu, die hegemoniale Stellung der CSV werde wohl „sicher solange währen, wie die gute Konjunktur anhält“ (S. 500). Da diese Bedingung nicht mehr gegeben ist, darf man dem kommenden Wahltermin mit Spannung entgegen sehen. Zumindest in Bezug auf das Stichwort ‚national‘ scheint die Partei in den letzten Monaten, wohl unter dem Druck der ADR, aber auch der krisenbedingten nationalistischen Reaktion weiter Gesellschaftskreise, ihre weltmännische Offenheit doch wieder zugunsten des patriotischen Reflexes ein Stück weit aufzugeben. Insofern fällt die Antwort des Buches auf seine Titelfrage ganz eindeutig positiv aus: die CSV ist „Spiegelbild des Landes und seiner Politik“. Aber gilt das nicht für die Parteienlandschaft insgesamt?

Nachlässig und unvollständig

Zu bedauern ist, dass die lange Zeitspanne zwischen Manuskriptabschluss und Drucklegung nicht genutzt wurde, um noch zahlreiche formale Unzulänglichkeiten auszumerzen wie Wiederholungen von einem Beitrag zum andern (die Frage der berufsständischen Versuchung wird z. B. von Trausch, Bové und Majerus behandelt; biografische Skizzen von z. T. denselben Personen gibt es im Text, in Kästen und in Anmerkungen), die selbst innerhalb eines Beitrags völlig uneinheitliche Zitierweise, die unwissenschaftliche Art von bibliografischen Verweisen, die gelegentlich fehlenden Quellenbelege (z. B. S. 366 betr. die Sorgen von Nic. Mosar, S. 373 bezüglich einer Stellungnahme von Pierre Pescatore und der Haltung „linkskatholischer Kreise“, S. 754 für das Zitat von Marc Sangnier), die undatierten Bilder, die oft schluderige Redaktion mit zahlreichen Ausdrucksfehlern, das unvollständige Register der Abgeordneten der Rechtspartei bzw. der CSV (es fehlen z. B. H. Loutsch, P. Prum).

Etliche Beiträge lassen auch inhaltlich zu wünschen übrig. So stehen bei Jean-Marie Majerus' erstem Beitrag nicht die häufig konfliktuellen Beziehungen der Bauernzentrale zur CSV im Mittelpunkt seiner Darstellung. Er schreibt eher eine Geschichte der Bauernzentrale und erzählt auch im Detail deren Beziehungen zur jeweiligen

Es wäre interessant gewesen nachzuweisen, wann und warum z. B. die CSV begann, auch geschiedene Männer und Frauen als Wahlkandidaten aufzusetzen, und der Frage nachzugehen, ob es diesbezügliche parteiinterne Auseinandersetzungen gab.

Regierung, zur DP und zur Diözesansynode. Interessant ist, dass sich ein Brief des BZ-Generalsekretärs Mathias Berns vom 25.1.1977 an Bischof Jean Hengen im CSV-Archiv wiederfand (Anm. 80, S. 939)! Solche Beobachtungen, die auf eine Verquickung von Bistum und CSV hindeuten, werden aber nicht ausgewertet. Genauso wenig wird der soziologischen Entwicklung des Landes Rechnung getragen, um die reale Bedeutung der Bauernzentrale einzuschätzen. In seinem Beitrag zum Verhältnis CSV-LCGB unterstreicht Majerus die politische Haltung des LCGB zu Zeiten der DP-LSAP-Regierung, in der die Gewerkschaft ‚konsequent‘ von LW und CSV unterstützt wurde. Dann heißt es (S. 709): „1982, also nach Wiedereintritt der CSV in die Regierung, war das Verhältnis des LCGB zur CSV zeitweise gespannt.“ Worum es bei diesem Konflikt ging, erfährt der Leser nicht. Majerus kommt nach Trausch und nach Bové auch nochmal auf die Spannungen zwischen LCGB und Rechtspartei in den 1930er Jahren zurück: die sind aber bei den erst genannten Autoren zweifellos besser dargestellt. Man darf sich auch fragen, warum die Rolle von Jean Spautz bei der Abschaffung des Militärdienstes hier erzählt wird (S. 699): Spautz handelte doch nicht als LCGB-Mandatär; die Episode wurde auch schon im chronologischen Kapitel von André Grosbusch dargestellt. Majerus geht auch auf den Streit um die Sonntagsarbeit ein (1988-95), der erstaunlicherweise in Hellinghausens Beitrag über das Verhältnis der CSV zur Kirche nicht erwähnt wird. In seinem dritten Beitrag befasst sich Majerus mit der europäischen Rolle der CSV. Hier geht es aber ausschließlich um die Zusammenarbeit der CSV mit der EVP und ähnlichen Partei-zusammenschlüssen auf europäischer Ebene. Über die Haltung der CSV zu Fragen des europäischen Integrationsprozesses erfährt man im ganzen Buch nichts. Es wird nur unterschwellig angedeutet, dass die CSV diesen Prozess selbstverständlich stets gefördert hat. Warum gab es dann im Parteiprogramm von 1952 „Vorbehalte“ als „Zugeständnis an die Zweifler und Kritiker“ (S. 305), wie Schoentgen berichtet? Über die kritische Haltung von Teilen der CSV zur Kandidatur Luxemburgs als einziger Sitz der EU-Institutionen in den 1950er Jahren ist ebenfalls nichts zu erfahren. Auch die transnationalen Beziehungen zu Schwesterparteien im Ausland und deren Einflüsse auf politische und ideologische Inhalte wie auf Image und Werbematerial werden nicht untersucht. Nur Paul Margue thematisiert die Einflüsse etwa des deutschen Kulturkampfes oder des Modernismusstreits oder des Ultramontanismus, aber eher im Hinblick auf das katholische Vereinswesen denn auf die Rechtspartei und die CSV.

Als Mitarbeiter der ersten Stunde von *forum* hätte ich nach der Lektüre des Buches jeden Grund zur Zufriedenheit: Selten zuvor ist in einer Publikation mit wissenschaftlichem Anspruch die Bedeutung

dieser Zeitschrift für das Verständnis der politischen Entwicklung in Luxemburg in den letzten 40 Jahren derart deutlich zum Ausdruck gekommen. Keiner der Autoren kam daran vorbei, diesen oder jenen Beitrag aus *forum* zu zitieren. Ulkig ist nur die Einordnung von *forum* durch die Bibliografen Pascal Nicolay und Marion Rockenbrod, die sie S. 863 in der Rubrik „11. Der CSV nahestehende Periodika“ aufzählen. Diese Qualifizierung überrascht nicht nur die *forum*-Herausgeber und -Mitarbeiter, sondern widerspricht auch der Ansicht der anderen Buchautoren. Pierre Lorang verbindet *forum* für die Periode um 1984 mit „kirchen- und gesellschaftskritischen Linkskatholiken“, die er – vielleicht auch etwas gewagt – in die Nachbarschaft zur Gréng Alternativ Partei bringt (Anm. 18, S. 949).

Als Wissenschaftler bin ich vom Ergebnis der parteigeschichtlichen Schweregeburt weniger begeistert. Die Unzulänglichkeiten der vorgelegten Geschichte der CSV sind umso mehr zu bedauern, als erstmals eine Parteigeschichte nicht von einem Parteimitglied sondern von unabhängigen Historikern geschrieben wurde und die Erwartungen entsprechend hoch waren. Die Hauptmängel liegen (bei den meisten Autoren) nicht an einer mangelnden Distanz der Mitarbeiter zum Objekt ihrer Untersuchungen, sondern in einer fehlenden Schlussredaktion, welche Widersprüche und Wiederholungen ausgemerzt und den mangelhaften kritischen Apparat ergänzt und vereinheitlicht hätte. ♦

CSV-Wahlplakat



Pierre Lorang kommt zu dem verblüffenden Eingeständnis: „Die CSV hat es während des gesamten Wahlkampfes geschickt vermieden, eine Debatte über einzelne Sachthemen aufkommen zu lassen.“